

**Informations- und Kommunikationskultur entwickeln
Ein dringender Beitrag zur Entwicklung
der politischen Kultur in Deutschland**

**Tagung der Evangelischen Akademie Loccum vom 13. bis 15. Dezember 2006
in Kooperation mit der Friedrich-Ebert-Stiftung, Büro Niedersachsen,
der Heinrich-Böll-Stiftung und der Rosa-Luxemburg-Stiftung**

**Über die Rolle der Medien
beim Glaubwürdigkeitsverlust der Politik**

**Von Jürgen Leinemann
Redakteur, DER SPIEGEL, Berlin**

Ich möchte mit einer idyllischen Szene beginnen, die zwar schon etwas älter ist, mir aber noch immer sehr signifikant erscheint. Es handelt sich um eine Momentaufnahme aus dem Bundestagswahljahr 1994 mit Rudolf Scharping auf dem Bodensee-Linienschiff „Austria“:

Lässig lehnte der SPD-Kanzlerkandidat da in Hemdsärmeln an der Reling und blinzelte in die Sonne. Der Wind zauste ihn in den Haaren, der Schlips flattert ihm über die Schulter. Unten zogen Segelschiffe vorbei, aus der Ferne grüßten die Alpen. Postkartensommer. Nein, sagte der Kandidat aufgeräumt ins Funktelefon, während er lächelnd Ruderern zuwinkte, Urlaub könne man das nicht nennen, was er hier betreibt. Gerade habe er mit dem Schweizer Bundespräsidenten und dem österreichischen Bundeskanzler in Bregenz konferiert. Gleich werde er die Dornier-Werke in Friedrichshafen besuchen. Auch wenn es so aussehen mochte – Rudolf Scharping telefonierte keineswegs mit seiner Frau Jutta daheim, sondern er gab einem ihm unbekanntem Moderator eines Lokalsenders ein Interview. Dabei wurde er gefilmt von einem TV-Team, was wiederum Fotografen festhielten, worüber sich der mitreisende Wort-Reporter Notizen machte.

„Journalisten sollen die Wirklichkeit abbilden“, hat zu seiner Amtszeit als Bundespräsident Johannes Rau gefordert, und dagegen ist im Prinzip nichts zu sagen. Außer, dass Wirklichkeitsabbildungen oft sehr irreführend sein können, weil sich nicht immer ganz einfach herausfinden lässt, was eigentlich die Wirklichkeit ist.

Was war nun wirklich an dieser Szene? Was gar „die“ Wirklichkeit? Nur daran, dass Scharping an jenem Sommertag auf der „Aurora“ telefonierte, würde ich jeden Zweifel ausschließen, das hatte ich – mit Zeugen – selbst gesehen. Dass dieses Telefonat ein Interview war, musste ich glauben, weil der Kandidat es mir erzählte. Ich habe jedoch nicht mitgehört. Aus der Ferne wirkte das Gespräch eher wie ein Telefonflirt. Aber wäre mir Rudolf Scharping als Person anders erschienen, wenn ich gewusst hätte, dass er mit seiner Frau telefonierte? Oder mit dem amerikanischen Präsidenten? Und hätte er sich beim Telefonieren anders verhalten, wenn ihm entgangen wäre, dass das Fernsehen ihn filmte? Hätte er den Ruderern zugewinkt, wäre er nicht im Wahlkampf gewesen?

Ich wusste, als ich Rudolf Scharping an jenem Tag im Wahlkampf beobachtete, weit mehr als ich sah – sah ich auch, was ich wusste? In den Umfragen war der Sozialdemokrat abgesackt, seine Parteifreunde machten sich über ihn lustig, meine Kollegen begannen ihn kritischer zu beurteilen. War das nicht wirklicher als der inszenierte Frohsinn auf dem Bodensee? Gab es Gesten, Zitate, Tonfärbungen, bewusste oder unbewusste Gefühlsäußerungen, die auf diese Situation reagierten? Ich war dabei, mir ein eigenes Bild von diesem Kandidaten zu machen, eines, das nicht identisch war mit dem, das seine Berater malten und nicht mit dem, was seine Kritiker seit Jahren verbreiteten. Dafür bediente ich mich natürlich auch der Fernsehbilder, deutete sie, empfand manche als irreführend, andere als aufschlussreich. Ich musste mit Fakten rechnen, an denen nicht zu rütteln war. Und ich hatte mich auf Sehroutinen von Fernsehzuschauern einzustellen, die nur Scharping-Bilder für gelungen hielten, in denen sie entdeckten, was ihnen ohnehin schon bekannt war.

All diese Eindrücke, dazu meine eigenen Empfindungen, hatte ich in einen Zusammenhang zu bringen, um ein faires und halbwegs realitätsnahes Porträt zeichnen zu können, das Scharping gerecht werden würde und dem Leser helfen könnte bei seiner politischen Entscheidung für oder gegen diesen Kandidaten. Welche Details passten zu welchen Eindrücken? Was entstand woraus? Was führte wohin? Die Fähigkeit, „das Grundmuster einer menschlichen Situation aufnehmen zu können, die Art und Weise, wie bestimmte Dinge zusammenhängen“, kennzeichnet laut Isaia Berlin den „Wirklichkeitssinn“ von Journalisten wie Politikern.

Das Fernsehen hat dafür gesorgt, dass solche ohnehin schon vielschichtigen Grundmuster noch viel komplexer geworden sind. Auf den ersten Blick scheinen wir besser Bescheid zu wissen als früher. Denn mit Hilfe einer klischeehaften Bilderzeichensprache haben die elektronischen Medien der Welt einen Augenschein von Verlässlichkeit verpasst. Der Kamera-Schwenk über den Kabinetttisch bedeu-

tet Regieren, die anrollenden Staatskarossen mit Polizeieskorte signalisieren Staatsbesuch, der Händedruck des Bundespräsidenten mit einer exotischen Dame heißt Neujahrsempfang. Diese Rituale kennt jeder aus der „Tagesschau“. Nur dass die Bilder eben in Wahrheit nicht zeigen, was sie behaupten – regiert wird im Kabinett erst, wenn die Kameraleute und Fotografen den Raum verlassen haben; der Staatsbesuch besteht aus vielerlei Ritualen und Gesprächen hinter verschlossenen Türen, der diplomatische Austausch beim Neujahrsempfang meidet die Mikrofone.

Umgekehrt kommen die klassischen Abläufe des politischen Geschäfts, die bis zu sechzehnständigen Arbeitstage mit unzähligen Sitzungen, Telefonaten, Gremienberatungen und Aktenlektüre im Fernsehen so gut wie nicht vor. Selbst die prominentesten Politiker verbringen nur den allergeringsten Teil ihrer Zeit vor Mikrofonen und Kameras, in Pressekonferenzen oder Talkshows. Noch immer gehört es zu ihrem Handwerk, Pläne zu entwickeln, für Mehrheiten zu sorgen, Entscheidungen zu treffen und die dafür nötige Macht zu organisieren. Und noch immer entscheiden taktisches Geschick, Einfühlungsvermögen, politische Kompetenz, fachliches Know-how, sowie Überzeugungs- und Durchhaltekraft über den Erfolg. Jeder Abgeordnete des Deutschen Bundestages hat 2003 im Zusammenhang mit der aktuellen Gesetzgebung 40.000 Seiten Papier zugesandt bekommen, hat SPD-Fraktionschef Müntefering nachgerechnet. Kohls langjähriger Berater Peter Radunski ist sicher: „Keiner kommt ganz nach oben, nur weil er in den Medien eine gute Figur macht“.

Wo lässt mich diese Situation als journalistischer Beobachter? Immer haben mich in der Politik die handelnden und leidenden Menschen interessiert. Ich war neugierig auf ihre Irrtümer, ihre Vernunft und ihr Bewähren, auf ihr Scheitern und ihre Schuld, auf das ganze unübersichtliche Drama des Lebens. Und es war nicht zuletzt das Abgründige, Uneindeutige, ja Zwielfichtige, das mich an der Politik früh gereizt hat.

Die Umstände meiner Kindheit und Jugend in den Bombenkellern des Zweiten Weltkrieges und im Wiederaufbauieber der frühen Adenauerjahre haben es mit sich gebracht, dass mein generelles Interesse an Menschen schon früh eine politische und historische Einfärbung kriegte. Denn die Älteren um mich herum – die Verwandten, Nachbarn, Lehrer und Professoren, die mich auf den Ernstfall des Erwachsenenendaseins vorzubereiten vorgaben – schienen fast alle über zwei verschiedene Biografien zu verfügen. Es irritierte mich, dass – wenn sie von sich redeten – eine unüberbrückbare Kluft ihre persönliche Alltagswelt von jener großen Geschichte zu trennen schien, die offenbar ganz ohne eigenes Zutun hineingehagelt hatte in ihr privates Geschick.

Von ihren Großtaten als treu sorgende Familienmenschen, fleißige Kleingärtner, listige Überlebenskünstler und pflichtbewusste Berufstätige wussten sie lebensprall und saftig zu erzählen – von Geburten, Hochzeiten, Krankheiten und Beförderungen. Da waren sie Helden, Schlitzohren, Tölpel und Pechvögel, aber, ob glücklich oder unglücklich, immer mittendrin im richtigen Leben.

Das zweite Schicksal blieb dagegen seltsam vage, farblos und abgetrennt von eigenem Selbstverständnis. Es war den verhärmten Neudemokraten irgendwie zugestoßen, als exklusive Veranstaltung von „denen da oben“ über sie hereingebrochen. Die hatten sie nach Verdun in den ersten Weltkrieg geschickt oder nach Stalingrad in den zweiten. Die machten Inflation, Arbeitslosigkeit, Krieg, Hungerjahre und Wirtschaftswunder. „Die da oben“ – das waren der Kaiser und die Parteien, die „Siegermächte“, „Berlin“, Hitler und die Nazis, die Amis, der Tommy, und der Russe, schließlich Adenauer und „die in Bonn“.

Vor allem deshalb, denke ich heute, habe ich Geschichte studiert und bin Journalist geworden, um herauszufinden, wie diese beiden Leben zusammenpassen. Die Abspaltungen waren mir unheimlich, das Private und das Politische zu integrieren, erschien mir unumgänglich. In meinem eigenen Leben wollte ich diese Kluft nicht zulassen, und ich wollte andere Menschen beobachten, wie sie sich gegen

das Auseinanderfallen wehren – oder wie sie es benutzten. Und wo wäre das besser zu studieren gewesen als in der Politik?

Allerdings hatte ich ein arg naives Verständnis von Journalismus. Ich sah mich als eine Art objektiven Beobachter, der auf der Tribüne des Weltgeschehens sitzt und Protokoll führt – ganz distanziert und unter Ausschaltung meiner subjektiven Empfindungen und Urteile. Schließlich arbeitete ich bei einer Nachrichtenagentur. Aber in Washington 1968 brannten noch die Ghettos nach der Ermordung von Martin Luther King, Rassenunruhen brodelten überall im Land. Dann folgte der Mord an Robert Kennedy. Schließlich der Vietnamkrieg.

Das alles berührte mich persönlich, in diesen Fragen konnte ich mich um sachliche Korrektheit bemühen, neutral oder objektiv war ich nicht. Und so erlebte ich, dass mir dasselbe zu widerfahren drohte, was ich bei den anderen so schrecklich fand – die Gefahr des Auseinanderklaffens von persönlichem Erleben und historischem Geschehen. Ich geriet in eine schwere journalistische und persönliche Krise.

Dabei habe ich erstmals schmerzhaft erfahren, was mir im weiteren Verlauf meiner Arbeit immer deutlicher werden sollte: dass nämlich – was wirklich ist – immer in gegenwärtiger Beziehung zum eigenen Körper steht und durch Schmerz, Krankheit oder Wohlbehagen beglaubigt wird. Wirklichkeiten erkannte der Philosoph Erich Rothacker daran, „dass sie“ „wirken“, also „ihr Erlebtwerden erzwingen“ können. Einfacher gesagt: Realität ist, wo man durch muss.

Deshalb habe ich mich nach meinem Zusammenbruch, den ich nur verkraften konnte, indem ich eine Menge über mich selbst lernte, noch stärker als zuvor darauf konzentriert, die handelnden Figuren in der Politik zu beschreiben. Nicht etwa, weil ich – wie die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts – noch immer glaubte, Politiker und Staatsmänner seien die großen Macher, die alle Fäden in der Hand hielten und die Geschichte lenkten. Sondern weil sich in ihnen Geschichte bricht und spiegelt. Nicht weil sie so bedeutsame Menschen wären, verdienen sie besondere Aufmerksamkeit – obwohl auch das in seltenen Fällen vorkommt – sondern weil sie öffentliche Ämter haben und öffentliche Funktionen ausüben. Weil sie mitentscheiden, wie wir leben.

Als ich – Ende der siebziger Jahre – mit meinen Personenporträts anfang, hätten sich solche Begründungen, wenn ich sie denn gegeben hätte, ziemlich altmodisch angehört. Damals kamen Menschen als Machtfaktoren in theoretischen Abhandlungen über Politik kaum noch vor. Biografische Darstellungsformen galten als überholt. Strukturen und Systeme, Bürokratien, Märkte und Kulturen scheinen Geschichte zu machen, wenn die sich nicht ohnehin dem Ende zuneigte, später abgelöst von einer die Zeit einebnenden virtuellen Globalität.

Irgendwie gingen meine Geschichten unter „Buntes“ durch – ein noch nicht richtig eingeordneter Nebeneffekt des Fernsehens, das den Menschen wieder ins Blickfeld rückte. Die Glotze brauchte action, und prompt reduzierten sich hoch komplizierte politische Zusammenhänge auf archaische Kämpfe zwischen Helden und Schurken, Rettern und Opfern, Machern und Moralisten.

Je differenzierter und unüberschaubarer Politik wurde, desto mehr wuchs das Bedürfnis der Parteien und der Wähler, mit Hilfe des Fernsehens einzelne Personen als Symbole für Kompetenz, Integrität und Durchsetzungskraft eines politischen Konzeptes herauszustellen und zu akzeptieren. Nach amerikanischem Vorbild, das ich ja sieben Jahre lang vor Ort hatte studieren dürfen, wurden auch in der Bundesrepublik die Wahlkämpfe zunehmend Duelle zwischen den Spitzenkandidaten der Parteien.

Uns schreibenden Journalisten blieb die Aufgabe, zu den Bildern spannende Geschichten zu erzählen. Hinter den Gesichtern in der „Tagesschau“ sollten Lebensmodelle erkennbar werden, die zur Identifikation einluden. Denn es sind ja nicht in erster Linie die Aussagen eines Politikers, die ihn für die Zuschauer am Fernseher attraktiv oder abstoßend machen. Nur zu sieben Prozent, haben Kommunikati-

onswissenschaftler ermittelt, reagieren Menschen auf Aussagen und Inhalte. Tonfall und Stimme beeinflussen das Urteil zu 38 Prozent, den Rest – 55 Prozent – prägen Körperhaltung, Gesten, Gang und Mimik. Glaubwürdigkeit von Politik hängt also zunehmend davon ab, ob die Politiker ihre Inhalte durch Auftreten zu legitimieren vermögen. Sie bieten der Öffentlichkeit ein Bild von sich an – ist es durch ihr Leben gedeckt?

Politik, hat der Schriftsteller John Le Carre einmal dem politischen Theoretiker Erhard Eppler gesagt, besteht zu 90 Prozent aus Menschen und nur zu zehn Prozent aus Ideen. Eppler, der damals – vor vierzig Jahren – noch entschieden anderer Meinung war, sagt heute: „Ich habe umlernen müssen“. Heute ist seine Einschätzung: 70 Prozent Menschen, 30 Prozent Ideen. (Ich liege irgendwo dazwischen.) Auch Richard von Weizsäcker, Ex-Bundespräsident und erfahrener Parteipraktiker, sagt: „Entscheidend kommt es am Ende wieder auf die Person in der Politik an. Sie kann Fehlentwicklungen korrigieren. Zweifellos kann sie aber auch Gefahren heraufbeschwören.“

Weizsäcker hat unlängst – in einem öffentlichen Vortrag – versucht, aktuelle Antworten auf Fragen zu finden, die 1919 der deutsche Gesellschaftswissenschaftler Max Weber zum ersten Mal öffentlich formulierte: Was ist ein Politiker? Was treibt ihn? Was betreibt er? Einen Beruf?

Max Weber selbst – Jurist, Historiker, Soziologe – war im Revolutionswinter 1919 gerade mit seinem Versuch gescheitert, ein Mandat der Deutschen Demokratischen Partei für die Nationalversammlung der Weimarer Republik zu erhalten. Aber aus Sorge um das Gelingen der jungen Demokratie in Deutschland ließ er nicht nach in seinem Bemühen, die bürgerliche deutsche Abneigung allem Politischen gegenüber zu bekämpfen. Seine Rede zum Thema „Politik als Beruf“ machte ihn weltberühmt. Bis heute kommt niemand, der sich ernsthaft mit dem Politikbetrieb und den politischen Profis befasst, an seinen Maßstäben vorbei.

Offenbar hatte Weber vor allem den Idealtypus des homo politicus im Sinn, weniger den gemeinen Berufspolitiker. Und doch trifft die Grundbeschreibung auch den – bis heute: „Kampf um die eigene Macht und die aus dieser Macht folgende Eigenverantwortung für seine Sache ist das Lebenselement des Politikers.“

Webers Forderungen an einen Menschen, der gerüstet sein will, „um seine Hand in die Speichen der Geschichte legen zu dürfen“, heißen: Leidenschaft, Verantwortungsgefühl und Augenmaß. Ferner verlangt er „Geduld für starkes, langsames Bohren von harten Brettern.“ Und schließlich postuliert er: „Politik wird mit dem Kopf gemacht, nicht mit anderen Teilen des Körpers oder der Seele.“ Diese Qualifikationen gehören seither zum Pflichtrepertoire der Selbstbeschreibung politischer Profis.

Ist es aber das, was wir von Politikern bei ihren öffentlichen Darbietungen auf den elektronischen Bühnen erleben? Leidenschaft, Verantwortungsgefühl und Augenmaß? Starkes langsames Bohren von harten Brettern? Politik, die mit dem Kopf gemacht wird?

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Telekratie, dass die visuellen Eindrücke – Bilder, Ereignisse, Bewegungen – wie Spiegelungen der unmittelbaren Realität wirken. Fernsehbilder, ganz gleich ob sie inszeniert sind oder Realität dokumentieren, wirken wie wirklichste Wirklichkeit.

Politische Ereignisse und ihre Akteure dringen über den Bildschirm in unsere Wohnzimmer ein und lassen uns das Geschehen miterleben. „Guten Tag, Herr Schröder“, sagte vor Jahren ein junger Mann, der sich zu dem damaligen niedersächsischen Oppositionsführer in einem Gartenlokal an den Tisch setzte, „wir kennen uns ja vom Fernsehen.“ Er meinte das nicht als Witz. „Viele glauben ja immer, weil ich so oft in ihren Wohnzimmern bin, müsste ich sie auch kennen“, hat Schröder erfahren.

Gerhard Schröder, der sich einen geradezu legendären Ruf als Medienstar der Politik erarbeitet hat, ist sich seiner Wirkung immer voll bewusst gewesen. Wer ihn im Wahlkampf beobachtete, erlebte ein Model bei der Arbeit. Immer war er in Bewegung. Hinter dem Podium tänzelte er, wenn er zu den Wählern sprach, auf der Stelle, als biete er sich mit permanenten Körperdrehungen einem unbekanntem Gegner dar – den Kameras.

Er hatte nur ein begrenztes Repertoire, einfache Gesten, simple Mimik. „Doch wenn er lacht“, staunte ein Fotograf, „dann strahlt er wirklich. Das springt über.“ In Ruhepausen konnte er grau und konturenlos zerfließen. Doch wenn die Kameras klickten, verwandelte sich sein Gesicht in eine blühende Landschaft. Als hätte in seinem Kopf jemand einen Schalter umgelegt, strafften sich seine markigen Züge. Die Stimme vibrierte, eisblau blitzten die Augen.

Politik sei Show-Geschäft? Als hätte irgendjemand daran Zweifel. Schröder ist ein Schauspieler? Gewiss doch. Nur wäre es schiere Einfalt zu glauben, seine Auftritte seien nur eine poppige Lüge, die das politische „Nichts“ verdecken müssten. Unverkennbar war vielmehr, dass die emotionale Energie des Kandidaten, die er lieber Ausstrahlung nennen wollte als Charisma, nicht nur im Fernsehen, sondern auch im Alltag wirksam war. Wo immer er sich öffentlich zeigte, fassten Menschen ihn an, trugen ihm ihre ganz privaten Lebens- und Glückserwartungen vor.

Auch heute noch ist Schröder sicher, dass er bei ihnen durchfiele, wäre er nicht auch wirklich der Kumpel oder der Landesvater, den er mimt, der nette Mann von nebenan oder der entschlossene Macher. „Die Leute nehmen genau wahr, ob jemand das selbst ist oder ob er sozusagen der Schauspieler seiner selbst ist.“

Wie einst Helmut Schmidt hatte und hat auch Gerhard Schröder nicht die geringsten Skrupel, seine Politik zu inszenieren. Wenn der Theater-Begriff Inszenierung auf der politischen Bühne bedeutet, dass die Darstellung von bestimmten Sachverhalten auf Wirkung berechnet und symbolisch verdichtet ist – was sollte daran falsch sein? „Die Politik braucht Darstellung“, sagt er, „man kann Politik nicht nur begreifen als Durchsetzung von Inhalten. Man muss sie auch begreifen als Vermittlung dessen, was man meint.“

Ob andere das Show nennen, war Schröder immer egal, solange er sein Handeln selbst für authentisch hielt: „Die Darstellung muss was mit der Person zu tun haben, die das macht.“ In der Mediengesellschaft hat der Begriff „Authentizität“ in den letzten Jahren eine hitzige, wenn auch verwirrende Konjunktur erfahren, wobei gern so getan wird, als sei Authentizität ein Gegenpol zur Darstellung. In Wahrheit ist Authentizität von Politikern ohne Darstellung schwer denkbar. Wenn das Leben eines Menschen und seine persönliche Erfahrung zum Kriterium seiner Wahrhaftigkeit gemacht werden, dann muss er seine Persönlichkeit auch ausdrücken können.

Wo hört die primäre Lebenswirklichkeit auf? Wo fängt die suggestive Bilderwelt an? Vielleicht gehört es zur Voraussetzung der Stars, die sich in diesem flüchtigen Ambiente zwischen Sein und Schein behaupten wollen, dass sie über einen festen Wesenskern, über das so genannte Eigentliche hinter dem, was alle sehen, gar nicht verfügen.

Wenn Gerhard Schröder als Politiker vor die Fernsehkamera trat, verkörperte er tatsächlich Politik und spielte nicht nur eine Rolle – ein Begriff, den die Mediokratie – soziologisch wie theatralisch – längst hinter sich gelassen hat. Die Grenzen zwischen Person und Inhalt, Abbild und Lebenswirklichkeit lösen sich auf. Der „wahre“ Schröder blieb trotz permanenter Präsenz immer ein Geheimnis, die vage Möglichkeit einer zusätzlichen Dimension von Tiefe und Anderssein war nie ganz auszuschließen, so wenig wie Ausrutscher ins Vulgäre oder Sentimentale. Das lässt ihn bis heute ebenso unberechenbar wie unverwechselbar erscheinen. (ELEFANTENRUNDE)

Einen „evidenten Verfall von Individualität“ hatte Theodor W. Adorno schon in den sechziger Jahren festgestellt. Klagen über den Sozialtypus des entkernten Menschen gehören inzwischen zum verlässlichsten Bestandteil der neuen Unübersichtlichkeit. „Das Ich der Zukunft“ beschrieb das Magazin „Psychologie heute“ als ein Kaleidoskop aus fremden Meinungen, Eindrücken, Bildern und miteinander im Widerstreit liegenden Überzeugungen. Die neuen Technologien der Kommunikation ermöglichen es heute jedem Menschen, und natürlich um so mehr den Politprofis, jederzeit mit einer ungeahnten Zahl von anderen Menschen in Verbindung zu treten und die Zahl seiner Kontakte ins Unermessliche zu multiplizieren. Dazu kommen Prominente, Kultfiguren, Stars aus Film, Fernsehen und Videos. Deren Lebensentwürfe und Konfliktlösungen, ihre Gefühlsausbrüche, ihre Körpersprache, ihre Sprechweisen beeinflussen auf subtile Weise die Ausdrucksformen ihrer Bewunderer.

Wer täglich erlebt, wie die Profis der Politik im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit in Sekundenschnelle ihr Gesicht wechseln, den Ton verändern, oder die Logik ihrer Argumentation umdeuten, dem muten solche Theorie nicht allzu fremd an. Guido Westerwelle zum Beispiel – dem FDP-Chef gelingt es einfach nicht, seine diskrepanten Ausdrucksformen zu einem auch nur halbwegs identischen Persönlichkeitsbild zusammen zufügen.

Die diversen Guidos überlagern sich zu einer unscharfen Bilderserie. Ist er nun modern? Weltläufig? Entscheidungsstark? Cool? Sportlich? Die Design-Splitter seiner öffentlichen Erscheinung, mit denen der Liberale in den Medien hausieren geht, sind so unzureichend durch erkennbare Wirklichkeiten legitimiert wie Schecks ohne finanzielle Deckung. Für einen Politiker, der auf Glaubwürdigkeit angewiesen ist, kann das tödlich sein.

„Patchwork-Identitäten“ nennt der Sozialpsychologe Heiner Keupp solche fraktionierten Menschen, die in der Lage sind, in jedem Augenblick ihr Ich zu dekonstruieren und situationsangemessen neu zusammen zu setzen. Es sind Bilder, die von solchen Politikern haften bleiben, nicht Inhalte.

Guido im plüschigen Guido-Mobil, Guido mit der 18 unterm Schuh, Guido mit Spaß-Kumpel Möllemann, später zerknautscht beim Nachruf, Guido mit Bierpulle im Big Brother Container. Guido mit gerunzelter Stirn als Mahner der Nation. Guido als alles und nichts.

Wie ernst er guckt, wie neckisch er lacht, ob er stottert oder eine geblümete Krawatte trägt, das bleibt beim Publikum eher in Erinnerung als irgendeine kesse These zur Rentenpolitik. Was rüberkommt, sind nur in Ausnahmefällen Reste von Information, normalerweise bleibt nicht mehr als ein vager Stimmungsreiz.

Längst ist Westerwelle keine Ausnahme mehr, allenfalls eine Extremvariante der Talkshow-Stars, die Sonntag für Sonntag dieselben verbalen Versatzstücke zu den unterschiedlichsten Themen bei Sabine Christiansen abliefern. Für den Dortmunder Politik-Wissenschaftler Thomas Meyer ist damit eine neue politische Grundkonstellation gegeben, die er „Mediokratie“ nennt. Wenn Politiker-Talkrunden zum „menschelnden Geschwätz“ werden und dramatische Bilder in Nachrichtensendungen sich selbst zum Inhalt machen, dann sieht er die Gefahr einer „Kolonisierung der Politik durch das Mediensystem“ heraufziehen.

Die ist immer dann gegeben, „wenn die dem Mediensystem eigentümlichen Regeln auf das politische System übergreifen und dessen eigentümliche Regeln dominieren oder gar außer Kraft setzen“. Der Durchschnittszuschauer wähnt sich unterrichtet, während er in Wahrheit auf unterhaltsame Weise nichts erfährt.

Muss das so sein? Sind wir diesem Trend wehrlos ausgeliefert? Ich glaube das nicht. Weder fühle ich mich durch politische Inszenierungen zwangsläufig entmündigt, noch als Bürger missachtet. Mir erscheint es wichtig, dass sich Aufklärung heute – anstatt darüber zu lamentieren, dass Politik in der

Mediengesellschaft personalisiert und inszeniert wird – darauf konzentrieren müsste, für diese Lage neue Kriterien bereitzustellen.

Wir brauchen ein Erkennungssystem, mit dessen Hilfe die Öffentlichkeit Macht und Macht der medial vermittelten Bilder zu durchschauen lernt. Denn die Logik des Politischen bleibt ja bestehen. Sie mag zwar durch neue, medien- und inszenierungsbezogene Faktoren ergänzt und überformt werden. Außer Kraft gesetzt wird sie nicht.

Im Grunde ist eher die Frage berechtigt, ob nicht mediale Inszenierungen und Personalisierungen in der Kommunikationswelt von heute einfach unumgänglich sind. Denn wie sonst könnten die Verantwortlichen für die hoch-komplexen und weitgehend unsichtbaren Prozesse der Politik sichtbar gemacht werden, die das Leben der Bürger entscheidend verändern? Wie anders können Politiker die Bürger wenigstens zu einer minimalen Teilhabe an der Demokratie stimulieren? Haben nicht die Zuschauer durch symbolisch auf Personen zugespitzte Inszenierungen – trotz allem Showgetingel – eine privilegierte Möglichkeit, die Akteure der Zeitgeschichte gewissermaßen aus nächster Nähe zu betrachten und sich selber ein Bild von ihnen zu machen?

Schauspielerei, Starrummel, Wichtigkeitsgetue, alles wahr. Doch es ist ja nicht so, dass ein Edmund Stoiber – CSU-Chef hin oder her – automatisch an Popularität gewänne, nur weil er im Fernsehen auf die Pauke haut. Fernsehen entzaubert auch. Und kaum einen so wie ihn. Als Medienstars setzen sich Politiker der besonderen Aufmerksamkeit einer Öffentlichkeit aus, deren sie keineswegs sicher sein können.

Ein wenig ähnelt das der Situation zu Beginn des aufgeklärten 18. Jahrhunderts, als sich der Begriff Öffentlichkeit zunächst noch allein auf die Selbstdarstellung der Fürstenherrschaft bezog, die sich in ihrer Glorie und Machtvollkommenheit repräsentativ vor dem Volk in Szene setzte. Nach und nach stellte sich dem dann damals eine andere Art von Öffentlichkeit gegenüber – die der bürgerlich-gebildeten Privatleute. Zum ersten Mal wurde persönliche und menschliche Ehrenhaftigkeit zum öffentlichen Maßstab.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts verlor sich das wieder, denn die persönliche Verantwortbarkeit von Machtprozessen schien im Hintergrund der Herrschaftsapparaturen zu verschwinden. Die Bürokratie übernahm die Macht, alles wurde undurchsichtiger. Bis heute hat sich daran Wesentliches nicht geändert. Die Bürger blicken nicht mehr durch.

In dieser Situation bietet sich – das ist die List der Vernunft – gerade der viel gescholtene Hang zur Personalityshow und zur glamourösen Inszenierung als eine Ersatzorientierungsgröße an: Skandale werden – wie wir vor allem beim CDU-Parteispenden-Skandal, aber danach auch bei vielen anderen Affären, Entgleisungen und Fehlleistungen sehen konnten – zu Seismografen der politischen Kultur.

Das ist die Chance und die Zumutung der offenen Gesellschaft: Der Skandal der Oberen macht auch die Grenzen des Zumutbaren für die Unteren wieder deutlich. Mit der publizitären Ausdeutung des Skandals werden manche Funktionen der klassischen Öffentlichkeit reaktiviert. Die Personalisierung und das Imagegepräge der Politik im Medienumfeld löst das alte Lösungswort von der persönlichen Verantwortung auf frappierende Weise wieder ein.